
Himmelschreiend!

Predigt über Jesaja 63, 15–64, 3¹

Kim Strübind

Jes 63, 15–64, 3: ¹⁵ So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht? Deine große, herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich. ¹⁶ Bist du doch unser Vater; denn Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennt uns nicht. Du, HERR, bist unser Vater; „Unser Erlöser“, das ist von alters her dein Name. ¹⁷ Warum lässt du uns, HERR, abirren von deinen Wegen und unser Herz verstocken, dass wir dich nicht fürchten? Kehre zurück um deiner Knechte willen, um der Stämme willen, die dein Erbe sind! ¹⁸ Kurze Zeit haben sie dein heiliges Volk vertrieben, unsre Widersacher haben dein Heiligtum zertreten. ¹⁹ Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde. *Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab*, dass die Berge vor dir zerfließen, ¹ wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, dass dein Name kundwürde unter deinen Feinden und die Völker vor dir zittern müssten, ² wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten – und führest herab, dass die Berge vor dir zerfließen! – ³ und das man von alters her nicht vernommen hat. Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott außer dir, der so wohl tut denen, die auf ihn harren.“

Liebe Hochschulgemeinde,

Gott ist im Aufbruch – das ist zu allen Zeiten die Botschaft des Advents gewesen. Unser Gott kommt, lange schon, immer schon. Das ist eine seiner Eigenarten: Einerseits ist er immer da und gleichzeitig immer im Kommen. Dass Gott da ist, gibt unserem Glauben Gewissheit, dass Gott kommt, hält ihn in dauernder Unruhe.

Gott ist im Aufbruch, aber die Welt scheint in Aufruhr, nicht nur während der gewalttätigen Unruhen in Athen in diesem Augenblick. Zwischen Aufbruch und Aufruhr besteht offensichtlich ein Zusammenhang, eine Art innere Korrespondenz: Gottes Aufbrüche finden für uns unerkennbar im Himmel statt, aber die Unruhe ist hier auf Erden spürbar. Sie füllt die Lücke zwischen dem irdisch-abwesenden, himmlisch jedoch im Aufbruch befindlichen adventlichen Gott. Eben davon handelt unser heutiges Bibelwort. Es ist ein aufrührerisches Wort der ungeduldig Wartenden. In die Klage mischt sich auch ein Ton der Anklage. Der Himmel bricht schon so lange auf – viel zu lange! Wann ist der letzte Advent? Wann ist endlich die

¹ Gehalten anlässlich des Hochschulgottesdienstes der Fachschaft Theologie am 9. Dezember 2008 in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Bloherfelde in Oldenburg.

Zeit gekommen, nicht nur den ständigen Aufbruch, sondern die ersehnte Ankunft zu feiern?

Dieses leidenschaftliche Gebet aus dem drittel Hauptteil des Jesajabuchs hat in der Bibel nur wenige Parallelen. Es ist mit der Frechheit und Freiheit mancher Psalmen verwandt oder mit dem Mut der Verzweiflung Hiobs. Hier wie dort ist zu hören, dass Menschen Gottes Abwesenheit als belastend empfinden.

Und so sprudelt aus diesem Gebet heraus: *„Wo ist deine Liebe? Wo sind dein Eifer und deine Leidenschaft geblieben? Was ist mit deinem Erbarmen?“* – Gott, du thronst im Himmel! Das klingt, im Unterschied zum Lob der Psalmen, hier eher sarkastisch. Der himmlische Thron ist keineswegs nur tröstlich, wie uns die oft so seichten Lobpreislieder mit ihrem monarchischen Utopien vorgaukeln. Dass Gott im Himmel ist, heißt ja auch: Er ist himmelweit von uns entfernt. So wird der „Himmel“ gerade in den späteren Teilen des Jesajabuchs zum Ausdruck der Sprachlosigkeit zwischen Gott und Mensch. „Weiß der Himmel“, sagen wir heute, wenn wir etwas definitiv nicht wissen.

Diese Sprachlosigkeit zwischen Himmel und Erde, an die wir uns längst gewöhnt haben, wird nun durch dieses Gebet jäh unterbrochen. Am spektakulärsten ist gewiss die Bitte, Gott möge doch „den Himmel zerreißen“, wie in Vers 19 zu lesen ist. Der Himmel hat sich störend zwischen Gott und seine Gemeinde geschoben. Er ist das unerreichbare Bollwerk der Trennung von Gott und Mensch. Gott ist jenseits des trennenden Himmels in Klausur gegangen. Er hat Israel und seine unerfüllt gebliebenen Hoffnungen auf einen grandiosen Neuanfang nach dem babylonischen Exil sich selbst überlassen. Ein Rest an Hoffnung schwingt sich hier nun zu einem kühnen Vorschlag auf, wagt eine Art „lucky punch“ gegen Gottes uneinnehmbare himmlische Bastion: „Ach, dass du den Himmel zerrissest!“

Es ist eine Bitte so recht nach unserem Herzen. Wer wünschte sich das nicht: Dass der Himmel sich auftut und Gott, der ewig Verborgene und Abwesende, es endlich aller Welt zeigt, endlich alles in Ordnung bringt. Die immer bedrohlichere Wirtschaftskrise etwa, die sich immer lauter unter die üblichen Verdächtigen der internationalen Dauerkrisen mischt. Selten sah man unsere politische und ökonomische Welt so ratlos wie in diesen Tagen. Und wenn derzeit eines im öffentlichen Leben auffällt, dann dass die großen Antworten auf die großen Fragen ausbleiben. In die Trostlosigkeit der Auspizien mischt sich eine frapperende Ratlosigkeit der sonst so klugen Welterklärer.

Nicht nur das. Mitten in der Adventszeit mit ihren einzigartigen Glaubensliedern stimmen Gotteskrieger zwischen Mumbai und Kabul Tag für Tag eine ganz andere, terroristische Liturgie an. Ihr mörderisches Getöse im Namen eines barmherzigen Gottes überlagert die vertrauten religiösen Klänge der Adventszeit. Könnte Gott nicht endlich auch den Himmel der Gotteskrieger zerreißen und den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt seiner verblendeten Anhänger beenden? Und ist es tatsächlich das unver-

rückbare Schicksal einer globalisierten Welt, dass die Vielen, die weniger besitzen, die gigantischen Verluste der wenigen Gierigen in dieser merkan-tilen Welt bezahlen müssen?

Die Bitte, Gott möge den trennenden Himmel seiner Abwesenheit zerreißen, stößt also auf eine Welt, die selbst so schrecklich zerrissen ist. Wir finden jede Menge guter Gründe, dieses alte Volksklagelied aus dem Jesaja-buch mit neuen Worten nachzusprechen. Und sei auch nur angesichts des täglichen Horrors eines ewig schlechten studentischen Gewissens auf der Flucht vor dem Ziel, das da „Bachelor“ oder „Master“ heißt.

Der Protest unseres Bibelwortes gegen Gott hat zwar keinen Witz, aber gewiss Charme und Aktualität. Er spricht, ja er klagt bis in unsere Zeit und lässt sich auch ohne exegetisches Fachwissen nachsprechen. Die Klage über das Leiden an einem abwesenden und stets kommenden Gott findet mit diesem alten Gebet eine religiöse Sprache. Ja, genau so müsste man heute vor und gegen Gott klagen: so geschichts- und respektlos wie diese Betenden im Buch des sogenannten „Dritten Jesaja“. Für sie war selbst Abraham, der Stammvater Israels, in unendliche Ferne entrückt, und Gott thronte nur noch im Himmel, aber unterhielt keine diplomatischen Beziehungen mehr zur Erde.

Ist der Himmel für uns Menschen auch unerreichbar geworden, so bleibt uns doch die Hoffnung, dass zumindest unsere Klage durch den Himmel hindurch zu Gott dringt. Und das ist nun zum zweiten Mal etwas Unerhörtes, ja Aberwitziges an diesem Gebet: In der Klage überspringt es den Him-mel, der sich mächtig und trennend zwischen Gott und uns erhebt. Es klagt sich durch – direkt vor Gott.

Dieses kecke Gebet nimmt keine Rücksicht auf fromme Konventionen. Es hält einerseits an Gott fest und appelliert zugleich an seine Verantwor-tung, die sich aus seiner Vaterschaft ergibt: „Bist du doch unser Vater!“ (V. 16). Das liest sich nur auf den ersten Blick gottergeben und bekenntnis-haft. Aber wie weit muss es gekommen sein, dass Israel sich bei Gott der-art in Erinnerung bringen muss: durch Faustschläge an eine verschlossene Himmelsfestung, durch Worte, die man jemandem hinterher ruft, der im Streit die Tür hinter sich zugeschlagen hat! „Wo ist dein Eifer und deine Stärke?“, fragt diese Stimme geradezu frivol.

Darf man so mit Gott so reden? Darf man ihn – oder muss man ihn vielleicht – derart daran erinnern, wessen Vater er ist, und dass Israel als heiliges Gottesvolk und die von ihm geschaffene Welt schließlich seine Idee waren? Unser Bibelwort fordert einen Vaterschaftstest ganz eigener Art. Gott kann sich nicht aus der Verantwortung für sein Volk stehlen, dessen Vater er ist und bleibt.

Aus diesem Trotz der Verheißung findet Israel in trostloser Zeit mutige Worte, die belästigen. „Abraham weiß nichts von uns. Und Israel kennt uns nicht!“ So sprechen die Nachfahren eben jenes Jakob-Israel. So sprechen entwurzelte Menschen, die sich von den Stammvätern Israels lossagen. Und dies ist für jüdische Ohren eine weitere Ungeheuerlichkeit. Denn das alttes-

tamentliche Gottesvolk lebte doch auch von den Überlieferungen der Erzväter und -mütter. Der Grund ihres religiösen Selbstvertrauens waren die Verheißungen an Abraham, Isaak und Jakob, der von Gott in „Israel“ umbenannt wurde und dessen Name sich auf die Nachkommen vererbte. Und nun wollen diese Nachkommen nichts mehr davon wissen. Radikaler als an dieser Stelle hat sich das aus den Vätern hervorgegangene Israel nie wieder selbst in Frage gestellt. Das einst so fest mit seiner Geschichte verwurzelte Gottesvolk ist zu einem Volk ohne Wurzeln geworden.

Und doch: Auch wenn alles fraglich geworden ist, wenn es keine Gerechtigkeit und keinen Himmel auf Erden gibt, wenn sogar Abraham als Garant von Verheißung und Erfüllung ausfällt – es wird immer noch gebetet. Dieses Klagelied ist der Reflex einer verzweifelten Treue zu Gott in der Stunde der Anfechtung. Hier zeigt sich die Stärke einer Religion auf „Treu und Glauben“. Was eine auf „Treu und Glauben“ gegründete Religion wert ist, zeigt sich in der Krise des Glaubens. Als Israels heiligste Traditionen nichts mehr galten und die Erzväter keine legitimierende Kraft mehr besaßen, hat sich Israel zuletzt an Gottes Vaterschaft geklammert. Israel, das nicht mehr Israel sein will, hat sich nicht in den Nihilismus verabschiedet, sondern seinem rätselhaften Gott dieses kecke Gebet vorgelegt. Diese radikalen Beter blicken immer noch zum Himmel, dem trennenden Bollwerk. Gott sollte sich dort nur nicht allzu sicher vor ihnen wissen! Solcher Trotz ist eben auch eine Art, mit Glaubenskrisen umzugehen.

Nicht minder unerhört ist freilich die Antwort, die Gott auf dieses Gebet gegeben hat. Er hat sich mit einer Antwort Zeit gelassen und dann wahrhaftig den Himmel zerrissen! Mehrfach tat er es, und er würde es wieder tun – für uns und die ganze Welt. Als Jesus Christus zum Gesandten Gottes wurde, da hat dieser Gott das größte aller Opfer gebracht: Er hat seine Jenseitigkeit geopfert, seine Transzendenz, wie wir in der Theologie sagen. Mit der Sendung des Sohnes ist Gott auf die menschenfreundlichste Weise distanzlos geworden. Er hat den Himmel zerrissen und seinen Glanz auf die Erde gebracht.

Über die Taufe Jesu berichten uns die Evangelien, dass sich in diesem Augenblick der Himmel „auftat“: Der Heilige Geist ergriff zunächst von Jesus und schließlich von dieser Welt Besitz. Seither ist Gott mit dieser Welt untrennbar verbunden – durch sich selbst. Die Klagen der adventlich Wartenden müssen keine himmlischen Barrieren mehr überwinden. Durch Jesus von Nazareth, den Gesandten Gottes, ist Gott auch als Gekommener und Kommender uns allen schon nahe.

Gott hat durch Jesus Christus allerdings nicht nur den Himmel zerrissen. Er hat dabei sich selbst zerrissen. Das gerade begonnene neue Kirchenjahr zielt schnurgerade auf Ostern und das Kreuz von Golgatha. Dort zerriss nicht nur der Vorhang des Tempels. Auch Gott selbst hat es dabei zerrissen. Denn der den Himmel zerreißende Gott ist auch ein herzzerreißender Gott, der das Leid der Welt höchst körperlich erfährt. Gerade die Adventszeit richtet unseren Blick darauf, dass wir unsere christliche Hoffnung auf

einen himmel- und herzerreißenden Gott gesetzt haben. Einen Gott, den es nicht auf den sicheren himmlischen Thronen hält, auf den wir ihn in manchen Glaubensliedern so leichtfertig verfrachten. Er ist ein Gott, dem es nicht gleichgültig ist, wie es uns geht und wohin wir uns gerade verirrt haben. Vielmehr ist er einer, der uns nachgeht und unser Leid teilt, weil „nur der leidende Gott helfen kann“, wie Dietrich Bonhoeffer einst schrieb.

Im Kommen Christi hat Gott also tatsächlich den Himmel zerrissen, allerdings anders als es sich die Schüler Jesajas ausgemalt hatten. Mit dem offenen Himmel über dem getauften Jesus kommt der Gottessohn in schlichter menschlicher Gestalt. Einer, der uns nicht das Blaue vom Himmel versprochen hat, sondern das Wahre (Caroline Schröder). Der Himmel erhielt durch das Kommen Christi einen Riss und hat sich zu uns hin geöffnet. Dieser zerrissene Himmel nimmt auf, was die Erde ausspuckt, verachtet und manchmal auch kreuzigt. Darum ist in diesem Himmel Platz für uns alle.

Gott versteht sie nur zu gut, die Infragesteller, die keinem Gott mehr trauen, der einem das Blaue vom Himmel verspricht. Er hat eine Schwäche für Menschen, die ihm unbequeme Fragen stellen und für ungewöhnliche Antworten offen sind. Und besteht nicht gerade darin eine unserer gemeinsamen Aufgaben als Theologinnen und Theologen: Fragen zu stellen, bisweilen auch etwas respektlose Fragen, bis sich ein Himmel öffnet? Mit einem *solchen* offenen Himmel versprechen wir uns nicht das *Blaue* vom Himmel, aber wir könnten mit ihm unser blaues Wunder erleben.

Amen!